



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Zwei Seelen : ein Lebensbild (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speer

(Fortsetzung)

26



Es war an einem Sonntag, als ich dem Dorfe, worin ich mein Leben weiterzuführen gedachte, zuwanderte. Ich war durch lichte Frühlingsauen gezogen, vorüber an Dörfern und Weilern, an hohen Burgen und Schlössern. An der Seite manches fröhlichen Baches und durch schöne, frischgrüne Wälder war ich gewandert, immer der unbekanntem Welt entgegen, die in geheimnisvoller Stille und Größe bald wie ein düstres vieltürmiges Mauerwerk, bald als eine feingegliederte Silberwolke zu mir niederschaute. Nun war ich meinem Ziele nah und ging die letzten Stunden nicht mehr auf der gewöhnlichen Straße, sondern auf einem nähern Saumpfad, durch einen dichten, auf allen Seiten geschlossenen Nadelwald.

Es war spät am Nachmittag, als ich den höchsten Punkt in diesem Walde erreichte. Die Sonne war schon tief gesunken, warmes goldnes Licht flutete um die Gipfel und glänzte über fernen Bergzügen, unter mir aber, wo die Felsen zu einer schwindelnden Tiefe abfielen, schien es schon Nacht zu werden. Von einer menschlichen Ansiedlung war keine Spur zu sehen, und nirgends in dieser Einsamkeit war eine Stimme zu hören, kein Wasser rauschte, auch keine Herdenglocke läutete in die Stille herein. Alles war still, als hielt die Natur den Atem an, und die große ernste Landschaft stand unbeweglich im Abendlicht. Nur ein einzelnes Wölkchen, das sich wohl auch verloren haben mochte, irrte einsam über den Himmel. Endlich entdeckte mein Auge, das suchend über die Waldfläche glitt, seitwärts unter mir ein hölzernes Kreuz, wie ich schon manches auf meiner Wanderung gesehen hatte. Dieses mußte von bedeutender Höhe sein, da es über die Tannen hinausragte, und so vermutete ich, daß es nicht nur die Bestimmung habe, an seinem Platze auf einen zufälligen Wanderer einzuwirken, sondern daß es auch unten im Tal gesehen werden sollte und also wohl auch selbst auf menschliche Wohnungen hinabschaue.

Niedersteigend fand ich mich auch in meiner Erwartung nicht getäuscht: als ich am Fuße des Kreuzes stand, hatte ich das Dorf dicht unter mir.

Mir wurde warm und weich ums Herz, als ich nach all der Stille und Einsamkeit wieder auf die Häuser der Menschen hinabsah. Das Dorf lag auf einem schmalen Wiesenstreifen, zu dessen beiden Seiten der Wald steil emporstieg, ein dunkler Tannenwald, untermischt mit hellgrünen Lärchen und unterbrochen von leuchtenden Matten, über dem allen aber einige kühne Felszacken. Eine wunderfame Stille lag über dem Tal, die Stimme des Baches, der unten über Felsblöcke hinbrandete, war nur noch ein Flüstern, und sonst hörte man nichts und sah sich auch nichts regen als die Wolken, die langsam über den Himmel zogen, und den Sonnenschein, der mit diesen Wolken kam und ging. Aber die Stille hatte jetzt, wo sie über den Wohnungen der Menschen schwebte, nichts Bedrückendes mehr, sondern sie wurde zu einem goldnen Feiertagsfrieden, der sich warm und lind auch über meine Seele legte. Und wie ich da oben stand, ein einsamer Wanderer und ein einsamer Mensch mitten in der gewaltigen Natur, die tief zu meinen Füßen lag und sich hoch über mich bis in die Wolken erhob, da rückte sich manches in meinem Leben

zurecht, und für einen Augenblick öffnete sich das Fenster nach dem Ewigen hin, das ich all die Zeit über, so gut es ging, verhängt hatte. Aus meinem Herzen rang es sich heraus: Hier laß mich Ruhe finden. Schenke mir noch eine gute Zeit. Stürme und brause um mich her, wenn du willst, ich will dir still halten und will nicht klagen. Nur gib mir eine Aufgabe, eine Aufgabe groß und schwer und anstrengend genug, daß ich mich darüber vergessen kann.

Mit freierm Herzen schritt ich weiter und gelangte, da ich meinen Weg schon über das Ziel hinaus verfolgt hatte, oberhalb des Dorfes, jedoch nahe bei dem ersten Hause in den frühlingsschönen Grund hinein. Ich hatte das Dorf jetzt von einer andern Seite vor mir. Die Häuser waren über die Matten verstreut, und einige von ihnen lagen schon hoch im Walde und in angrenzenden Tälern. Aber auch die übrigen, die dichter zusammenlagen, waren so weit auseinander gebaut, daß jedes Hauswesen eine Welt für sich war. Es war auch hier im Tal ganz wunderbar still und einsam, die Luft voll köstlichen Duftes, und die Welt voll unbeschreiblicher Ruhe. Dazu kam noch das sanft verglimmende Sonnenlicht und die fernen Gipfel, die aus dem Abendrot in diese Bergeinsamkeit sahen. Auch das Rauschen des Baches und der kerzengerade von den Häusern aufsteigende Rauch gehörte in diese Stille hinein.

Da war es nun eine seltsame Fügung, daß das einzige, was in all dieser Schönheit das Zeichen der Zerstörung an sich trug, mir sogleich an der Schwelle der neuen Heimat entgegentreten und also ein Unglück sogleich zum andern kommen mußte. Wie ich das Bild des im Abendglanz ruhenden Dorfes noch betrachtete, sah ich seitwärts von dem ersten Hause, da wo der Weg am Waldesrande hinführte, eine Frauengestalt sitzen, neben der ein Kind im Grase spielte, ein Mädchen, das einen Blumenstrauß band. Als ich nun näher trat, und mein Schritt auf dem harten Wege hörbar wurde, richtete sich die Gestalt auf und sah mir unruhig entgegen. Es war ein zartes feines Antlitz, das sich mir da zuwandte, und seltsam hatte es sich ausgeputzt. Ein schwerer Kranz von Frühlingsblumen lag über ihrem Haar, und die blauen und roten Glocken und Sterne hingen tief hinab in das marmorblasse Gesicht. In derselben Weise hatte sie sich auch sonst mit Blumen geschmückt und zum Überfluß noch ein mit grellen Farben bedrucktes Tuch um die Schultern gelegt. Voll Verwundrung und ungewiß, was ich von ihr zu halten hatte, blieb ich stehn und sah betroffen auf dieses bunte Blumenwunder. Da kam plötzlich Leben in die Gestalt, und während das Kind mit dem Ruf: Maria! zu dem Hause hinunterlief, trat sie auf mich zu und streckte mir in überquellender Freude beide Hände entgegen. Ich hatte mich nicht von der Stelle regen können und schaute erschrocken auf das mit der holden Frühlingsblüte geschmückte Unglück, das sich zärtlich an meine Brust schmiegte, und in die von rinnenden Tränen verschleierte Augen.

Unterdessen kam ein andres Mädchen über die Wiese gelaufen und rief von weitem: Veronika!

Jetzt endlich duldete es das arme Weib, dessen trauriger Zustand leicht zu erkennen war, daß ich mich von ihr frei machte, und rief der Schwester zu: Er ist gekommen, er ist wieder gekommen!

Meine arme Veronika, sagte die Schwester freundlich, was hast du wieder aus dir gemacht! Komm, laß mich die Blumen abnehmen, hier werden sie nur verwelken. Wir stellen sie in ein Glas und lassen sie da weiterblühen.

Darauf wandte sie sich zu mir und entschuldigte die Schwester. Sie sei gegenwärtig nicht wohl und hätte mich mit einem andern, auf dessen Wiederkommen sie beständig warte, verwechselt.

Veronika hörte das alles, ohne etwas dazu zu sagen, ruhig an und ließ sich auch geduldig die Blumen abnehmen, worauf sie, als der phantastische Puz beseitigt war, als ein bleiches Weib vor mir stand, in dem rührenden Schmerz eines verdunkelten Geistes und mit den betäubten Augen eines Kindes, dem eine Freude verdorben ist. Als ich mich jedoch, verlegen über das seltsame Abenteuer, entfernen

wollte, geriet sie in Aufregung, fing an zu weinen und zu klagen, jodaß mich die Schwester mit einem bekümmerten Blick auf das Leidensbild darum bat, auf eine kurze Weile, bis sich die Kranke beruhigt hätte, mit ihnen nach dem Hause hinunterzugehen.

Vor der Thür fanden wir die Eltern, die mir, als Maria mit wenig Worten berichtet hatte, die Hand reichten und mich niedersitzen hießen. Auch Veronika holte sich ein Schemelchen und nahm zu meinen Füßen Platz.

Ich erfuhr nun, daß ich beim Weidhofer eingelehrt war, erzählte auch, wer ich wäre, und vernahm, daß ich den Meister sehr schlecht antreffen würde. Er werde wohl nicht mehr lange zu leben haben. Die Familie habe eine schlimme Zeit hinter sich, und was nun komme, werde bei den vielen Kindern wohl noch sorgenvoller werden. Ich hätte also eine Gelegenheit, mir an den Leuten einen Gotteslohn zu verdienen.

Während wir davon sprachen, saß Veronika still neben mir und lächelte mich zuweilen wie aus einer andern Welt heraus an. Es setzte mich zuerst in Verwirrung, das Ziel so sehnsüchtiger Blicke zu sein, die mir doch nicht galten, sondern einem andern, dessen Leben längst zur Ruhe gekommen war, zuletzt aber fand ich mich doch zurecht und saß nun mit den Leuten so traulich in der Abenddämmerung zusammen, als wäre ich wirklich ein heimgekehrter Bruder oder Geliebter und nähme nach langem Umherirren zum erstenmal wieder den gewohnten Sitz ein. Es wurde dunkler um uns her, bald ging über der schwarzen Bergwand der erste Stern auf und führte den Zug der blinkenden Lichter an, die jetzt von allen Seiten aus dem Dunkel des Himmels hervorkamen.

Ich stand nun auf. Auf Veronikas Antlitz zeigte sich wieder ein Zucken und Bittern, als wollte sie wieder in Tränen ausbrechen, und sie gab sich erst zufrieden, als ich ihr sagte, ich ginge nicht wieder weg, sondern würde oft, und wenn es erlaubt sei, alle Tage wiederkommen.

Das wirst du nun wohl auch halten müssen, sagte Maria mit einem Lächeln, das mir das Blut ins Gesicht trieb. Da sie der Schwester Krankheit längst gewohnt war, wirkte in diesem Augenblick auf sie stärker als alles andre die verlegne Art, in der ich mich in die mir aufgedrungne Aufgabe fand, zu einem reifen und trotz ihres Leidens noch immer anmutigen und schönen Weibe wie zu einem Kinde zu reden. Aber auch dieses Lächeln war so freundlich und gut, daß es mich nicht, wie es wohl sonst geschehn wäre, verletzte, ich war vielmehr wie trunken vor Freude und Glück, als ich weiter ging, und wanderte mit so hellen Sinnen durch die Nacht, als wäre die Sonne über mir aufgegangen.

27

Die Schneidersleute, zu denen ich nun ging, hatten mich schon nicht mehr erwartet und betrachteten mich, als ich bei angebrochener Nacht bei ihnen eintrat, mit Befangenheit und Befremdung. Die Meisterin nahm meine Papiere und befragte mich erst, ohne hineinzusehen, auf einen Wink ihres Mannes, ob der Schwager auch die Lohnverhältnisse mit mir besprochen hätte, worauf sie mir, ehe ich noch eine Antwort geben konnte, ihre bedrängte Lage schilderte. Im Winter sei wenig zu verdienen, das Handwerk habe wohl, solange der Meister gesund gewesen wäre, die Familie recht und schlecht ernährt. Wie es aber nun, da man noch einen Gesellen mitzufüttern hätte, werden würde, sei noch ungewiß und müsse sich erst ausweisen. Im Sommer sei allerdings durch die vielen Fremden guter Verdienst zu erwarten; aber die gute Zeit ginge immer, bevor man recht in Geschmack gekommen wäre, allzuschnell vorüber. Und so erzählte sie noch manches, während ich noch gewissermaßen zwischen Thür und Angel stand, schloß dann aber mit der Erklärung, sie hoffe, daß sich ihr Mann bis zum Herbst erholt haben und jodann das Handwerk in der alten Weise weiterführen werde. Wenn ich bis dahin bei ihnen eintreten wolle, so wäre es ihnen recht, und sie würden es mir, soweit es in ihrer Macht läge, nach Gefallen einzurichten suchen.

Während die Frau ihr Magelied sang, hatte ich mich im Zimmer umgesehen. Tisch und Dielen waren blitzblank, und das ganze Zimmer war aufgeräumt und feiertagsmäßig hergerichtet. Und dann hatte ich meine Blicke auf das verfallne Antlitz des Meisters geworfen, der in seinem Bett lag und mich mit unruhigen Augen beobachtete. Die Frau sprach jetzt eigentlich anders, als sie geschrieben hatte, und ich war schon im Begriff gewesen, meine Unzufriedenheit zu äußern und ihnen zu sagen, daß man einen Gesellen doch nicht erst weit herhole und ihm dann schon bei seinem Eintritt wieder die Ausgangspforte zeige. Nachdem ich aber in das sorgenvolle Gesicht der Frau, auf das Trüpplein der Kinder, das mit großen Augen nach dem fremden Menschen herüberschaute, und endlich auf das stille und stumme Sterben auf dem Krankenbett gesehen hatte, schluckte ich den Verdruß hinunter und mußte in mich hineinlächeln, als ich die Ursache dieses unfreundlichen Empfangs erkannte. Ich war in meiner städtischen Kleidung und im Sonntagrock zu ihnen gekommen, auch mochte wohl noch ein Schimmer von dem Glücksgefühl, worin ich vorhin gewandert war, auf meinem Gesicht zu sehen gewesen sein. Obgleich also an mir nichts mehr von der Pracht war, die dem Meister Liebezeit vormals fröhliche Stunden bereitet hatte, keine Blume mehr in meinem Knopfloch blühte, auch keine silberne Kette mehr an mir funkelte, so war mein Aufzug für dieses arme Haus dennoch zu prächtig ausgefallen, und die Leute waren im Rechte, wenn sie bei sich überlegten, wie der Bruder wohl dazu komme, ihnen eine solche Herrlichkeit von Gesellen auf den Hals zu schicken. So beruhigte ich sie also, und da ich für niemand als mich zu sorgen hatte und mich auf Zukunftspläne nicht mehr einlassen konnte, so setzte ich den mit meinem vorigen Meister verabredeten Lohn aus eigener Macht sogleich um ein beträchtliches herunter. Zur Erklärung meiner niedrigen Forderung aber murmelte ich mit dem Hinweis auf meine Papiere, die mich als einen brustkranken Menschen schilderten, etwas davon, daß ich die Stelle nur angenommen hätte, um ebenso wie die reichen Leute einmal etwas für meine Gesundheit zu tun, mußte diese Erklärung freilich sofort wieder abschwächen, da sich die Eheleute, denen offenbar mit der Aussicht auf ein zweites Krankenbett nicht sonderlich gebient war, von neuem verlegen ansahen. So sagte ich ihnen denn, sie hätten nicht zu befürchten, daß ich ihnen mit meinem Leiden zur Last fallen würde, und wir könnten es getrost auf eine Weile miteinander versuchen. Es gefalle mir in dem Dorf und bei ihnen gut, und ich würde keine Ansprüche machen, sondern mit dem guten Willen zufrieden sein. Als die Meisterin gewahr wurde, daß sie es mit einem ganz bescheiden Menschlein zu tun hatte, das es noch dazu für ein Glück und eine Gnade ansah, hier oben in den Bergen die Nadel führen zu dürfen, wurde sie über dem angenehmen Gefühl, eine Wohlthat auszuüben, die gute Zinsen tragen werde, froh und munter, zeigte mir freundlich mein Stübchen im obern Stockwerk und brachte den Tag zu einem so guten Ende, als ich es nur wünschen konnte.

Dennoch konnte ich, so müde ich war, lange keinen Schlaf finden. Das Herz klopfte mir unruhig in der Brust, die Augen wollten nicht zufallen und gingen, wenn ich sie mit Gewalt schloß, immer wieder auf. Und endlich zog meine Seele wie wachend in die Traumwelt hinein, eine wunderbare, große wirre Welt, in der mir nichts vertraut war, sondern mich alles fremd und seltsam anmutete. Ich erwachte bald wieder. Draußen rauschte der Wildbach dicht unter dem Hause durch die mondbeglänzten Wiesen, und langsam löste sich vor meinen Augen aus Nebelschleiern der Silberglanz eines Schneeberges heraus, der nur in weiter Ferne und still wie ein Traumbild zwischen den goldnen Sternen schwebte. Mit großen Augen schaute ich in diesen Glanz und bedachte dabei, wer ich selber war, bis mir die Augen übergingen, und ich mit wehem Herzen einschlief.

Mit meinen Schneidersleuten kam ich schnell in ein gutes Verhältnis. Der Meister war wohl einmal ein hübscher und fröhlicher Mann gewesen, wie es sein Bruder, der freilich auch auf eine nahrhaftere Stelle geraten war, noch immer

war. Noch jetzt konnte der Meister, wenn er einmal eine von Schmerzen freie Stunde hatte, hell und fröhlich um sich schauen und zeigte dann ein angenehmes und freundliches Gesicht. Nur konnte ich ihn mir nie recht auf dem Schneidertisch vorstellen, sondern mußte ihn mir immer in die Wälder hineindenken, wie er den Hut keck auf die Seite geschoben mit seinen Nagelschuhen über kühne Felsenstiege kletterte. In der Tat ist es mit seiner Schneiderei auch nicht weit her gewesen. Wer von ihm etwas haben wollte, mußte anspruchlos sein und durfte vor allem die Geduld nicht verlieren. Deshalb war auch die Bewunderung der Meisterin über mein Arbeiten, an dem doch nichts ungewöhnliches war, groß, und sie kam die erste Zeit nicht aus dem Staunen und Kopfschütteln heraus. Das sah ich nun allerdings auch bald ein, daß es die Nahrungsquelle, die aus dem Handwerk in das Hauswesen floß, nicht gerade verdiente, daß man ihretwegen viel Wesens machte, denn wie man es mir am ersten Abend gesagt hatte, floß sie die meiste Zeit über nur eben tropfenweise, und nur in wenig Wochen wurde sie ergiebig, strömte dann aber auch in einer stärkern Fülle, als es der Meister vertragen konnte, sodaß auch die Tage des Überflusses nur halb ausgenützt vorübergingen. Nachteiliger als die Karglichkeit der Einnahmen war jedoch dem Hauswesen die Unsicherheit des Hausregiments gewesen. In dieser Beziehung war es in der Schneiderfamilie nach Art der Wetterhäuschen hergegangen, bei denen sich das einmal der Mann, das andermal die Frau in der Tür zeigt. Wenn die schöne Zeit gekommen war, so hatte der Meister das Wetter angegeben; dann war das Haus voll Lust und Freude gewesen, die Frau hatte baden und sieden müssen, und der Meister war alle Abend ins Wirtshaus gegangen. Was die Frau an Putz und Tand und schönen Kleidern hatte, das stammte aus diesen fröhlichen Wochen, wo sich ein immer blauer Himmel über dem Häuschen ausspannte.

Mit dem Schwinden der angenehmen Zeit hatte sich dann der Meister in seinen Nähwinkel, wo er seinen betrübten Gedanken ungestört nachgehn konnte, zurückgezogen, und die Frau war damit betraut worden, das Regiment zu übernehmen, sodaß also das weibliche Regiment gleichbedeutend mit einer Zeit der Dürre und Teuerung gewesen war, ihr Haushalten in einem Abknapsen und ihr Kaffeeführen in einer verzagten und verzweifelten Pfenningreiterei bestanden hatte. Jetzt, wo der Meister ein stiller Mann geworden war, und an seiner Stelle ein fremder Mensch, der nicht das Recht hatte, mit dem Geldchen umherzuschwirren, dem Brot-erwerb unverdrossen nachging, war die gute Frau in einer wunderlichen Verfassung, in der sie zwischen sauer und süß nicht mehr zu unterscheiden wußte. Denn sie hatte nun wirklich einmal Geld in der Hand und konnte einmal nach Herzenslust wirtschaften. Weil sie aber bisher immer nur die trübe Stunde angezeigt hatte, so blieb sie auch jetzt noch, wenigstens im Anfang dabei, wandelte fast noch sorgenvoller und melancholischer durchs Haus und ging mit dem Geld noch ängstlicher um als zuvor. Aber sie verspürte doch auch das Brickeln, das das Geld in den nicht daran gewöhnten Fingern hervorzurufen pflegt, und es mochte ihr auch zuweilen einfallen, daß sie nun auch ihres Mannes Stelle mit zu versehen habe. So geriet der Haushalt also anfänglich in ein unruhiges Schwanken, und das Wetter wechselte alle Tage, bis sie es endlich zu einer ruhigen Stimmung brachte, wie sie sich für ihre Verhältnisse auch am besten schickte, und ihre Wirtschaft nun auf eine verständige und besonnene Art und bei aller Sorge um den Mann mit einem hellen Gesichte versah.

Einmal war eine Krämerin im Hause und breitete ihre Schätze vor uns aus. Die Meisterin hatte zuerst abgewehrt, als aber trotz ihrer Gegenrede der Kasten geöffnet worden war, ließ sie der Sache ihren Lauf und besah sich nun mit offener Freude die Bänder, Tücher und Schürzen, und was sonst auf sie als auf ein noch junges Weib Eindruck machte, steckte aber schließlich, als ein halbes Stündchen unter vergnüglichem Beschauen und Bewundern vergangen war, die Hand entschlossen in ihre Kleidertasche und erklärte, sie brauche nichts und müsse

ihr Geld zusammenhalten. Der Meister hatte währenddessen still in seinen Kissen gelegen und sich scheinbar nicht um die Sache bekümmert. Dennoch hatte er sein Auge darauf gehabt und bemerkt, wie seine Eva ein seidnes Tüchlein begehrtlich in die Hand genommen, es sanft, als täte ihm das wohl, gestreichelt, darauf es zurückgelegt und es nachher wieder aufgenommen, endlich aber, indem sie es unter andern Dingen vergrub, vor sich selber in Sicherheit gebracht hatte. Jetzt wo sich der Handel zerschlagen hatte, rief er die Krämerin mit ihrem Kasten an sein Bett, suchte das Tuch wieder hervor und legte es seinem Weibe mit einem stillen Nächeln um den Hals. Darauf handelte er auch für jedes der Kinder eine Kleinigkeit ein, vielleicht um die Aufmerksamkeit von dem, was sich zwischen ihm und seinem Weibe abgespielt hatte, abzulenken. Unter dem Jubel, der nun das Zimmer erfüllte, ging die Meisterin hinaus und verblieb da, bis ihre Augen wieder hell geworden waren.

Ruhig stieß nun mein Leben hin. Ich lebte unter armen Leuten, die keine Zeit für große Dinge hatten, sondern froh waren, wenn sie ihr tägliches Brot von einem Tag zum andern gewannen. Ich teilte Freude und Leid mit ihnen und ging dennoch als eine fremde Gestalt zwischen ihnen her. Ich kleidete mich wie sie und war im Äußern bald nicht mehr von ihnen zu unterscheiden, und dennoch lag etwas zwischen uns, was es mir unmöglich machte, unter ihnen aufzugehen und mich unter ihnen zu verlieren. Nicht einmal über den Unterschied der Sprache konnte ich wegstommen. Ich verstand sie ja bald recht gut, war aber nicht in der Lage, in ihrer Art zu reden. Anfänglich hatte ich das wohl versucht und ihnen also die eine oder die andre Wendung abgelauscht. Als ich aber das Fremde in meine Rede Weise hineinsprechen wollte, glaubte ich zu sehen, daß man über mich lächelte, und so ließ ich es fortan sein. Die Zeit war vorüber, wo ich Freude daran hatte, mich mit unechtem Glimmer zu behängen. Manches Falsche mußte ich notgedrungen mit mir herumschleppen, ja meine Person, das, was ich vorgab zu sein, war eine grobe Fälschung. Daran läßt sich nichts ändern, aber es sollte auch daran genug sein, und unnötigerweise wollte ich nichts Falsches mehr hinzutun. Es lag mir überhaupt nicht daran, ein unechter Mäpser zu werden, wie deren in jedem Sommer viele in den Bergen herumtiefen, sondern unter der Larve, mit der ich notwendigerweise mein wahres Wesen bedecken mußte, wollte ich mich zu einem Menschen auswachsen und ein Mann werden. So blieb ich ihnen also im innersten Wesen fremd, weil ich sie nicht noch mehr, als es ohnehin geschehn mußte, belügen wollte. Sehnsüchtig habe ich dennoch nach ihnen die Hände ausgestreckt, und ach, was hätte ich darum gegeben, hätte ich zu ihnen aus freiem Herzen heraus sprechen dürfen. Aber ich war einsam geworden, und einsam mußte ich bleiben, auch wenn ich unter ihnen lebte. So hatte ich es gewollt, und so wollte ich es noch immer.

Unser Häuschen lag auf einer erhöhten Wiesenplatte, und man mußte, um zu ihm zu gelangen, in das Bett des Baches hinabsteigen, dann über ein hölzernes Brückchen, das fast in jedem Jahre zerstört wurde, hingehn und an einem Hügel steil hinaufsteigen. Stand man dann vor dem Hause, so hatte man das ganze Tal vor sich, man sah hinüber auf eine dunkle Bergwand und nach der andern Seite auf sanft gewellte Hügel, auf die blaue Linie entlegener Höhenzüge und auf den leuchtenden Schneeberg. Die Straße, auf der sich der Verkehr bewegte und der Zusammenhang mit der übrigen Welt bewahrt wurde, lief auf der andern Seite des Tals, und man hörte nichts davon, sah vielmehr die Menschen und die Wagen wie Schatten still und leise vorüberziehen. Man hörte selten eine Stimme herüber tönen, aber sanftes Herdengeläute zog an jedem Morgen und Abend an unserm Hause vorüber. Ein Schwalbenpärchen nistete auch an unserm Dache; und ein Rotschwänzchen saß zuweilen vor meinem Fenster, während ich dahintersaß und das Sonnenlicht von einem Berg zum andern wandern sah. Oft, wenn ich über meine Arbeit gebeugt auf meinem Plaze saß, mußte ich mich fragen: Bin ich es, der so friedlich im Sonnenschein sitzt, oder ist es ein anderer? Dann trat wohl die Meisterin zu mir herein und fragte, wie es mit der Arbeit stünde. Und sie sagte dann wohl auch: Die Leute haben mir grausam zugesetzt.

Das soll immer wie der Blitz gehn, und ich meine, das Geschäft wäre noch nie so gut gegangen. Aber mit einem Gesellen, wie du einer bist, kann man schon ein Versprechen geben. Und nicht wahr, Reinhold, du tust mir den Gefallen und schaffst es bis zum Abend?

Reinhold! Ja richtig, das war jetzt mein Name. Es saß also doch ein anderer im Sonnenlicht. Die stille lichte Stunde war wieder einmal vorüber, eine Wolke ging über mir hin.

28

Der Weidhof war ein stattlicher Bau, hochgezimmert und schön gemalt, weiße Vorhänge wehten hinter den Fenstern, vor denen dunkelrote Blumen blühten. Die Frauen kleideten sich in der landesüblichen Weise, aber mit einem Geschmack, für den ich von meinem Berufe her ein Auge haben mußte. Der Weidhofer war ein Bauer und wollte nichts anderes vorstellen, aber eine Bauernfamilie, die auf altererbtem Besitz wohnt, hat, wenn man ihr auf ihrem eignen Grund und Boden begegnet, immer etwas freies, würdiges und vornehmes in ihrem Wesen, und dem Weidhofer gehörte von der schönen Welt, in der ich lebte, ein gutes Stück, sowohl unten im Tal, wie hoch oben im Gebirge, bis dahin, wo die Wolken gingen. Er war ein Mann von gewaltigem Körperbau, kühn und verwegen, wenn er sich einer Gefahr gegenüber sah, für gewöhnlich aber ungelent und zurückhaltend, und so beteiligte er sich auch an dem Gespräch meist mehr mit einem freundlichen Mienenpiel und einem treuherzigen Lächeln als mit Worten. Seine Frau war viele Jahre im Dienst einer Professorenfamilie gewesen und hatte sich dort eine feine Art angeeignet, die ihr auch in dem rauhen Leben in diesen Wäldern und Bergen nicht verloren gegangen war. Veronika, die älteste Tochter, war schon ein schwächliches und reizbares Kind gewesen, nachher ein zartes und feines Mädchen geworden und endlich eine noch zartere und feinere Frau, als sie einem Maler, der einen Sommer bei ihren Eltern gewohnt hatte, in seine Heimat folgte. Als sie von dort nach einigen Jahren als Witwe mit einem Kinde heimkehrte, war sie in eine tiefe Traurigkeit und ein schwermütiges Sinnen geraten, und es war trotz aller Anstrengungen nicht gelungen, sie aus dem dunkeln Ring, der ihre Gedanken gefesselt hielt, zu erlösen. Gewöhnlich war sie ruhig und machte sich im Hause so gut als möglich nützlich, doch folgten auf die stillern Tage immer wieder unruhige Zeiten, in denen sie von Sehnsucht verzehrt wurde und nicht mehr an den Tod ihres Mannes glauben wollte. Dann saß sie wohl stundenlang auf dem Platz, wo sie ihm zum erstenmal begegnet war, und schaute träumerisch ins Weite. Der bunte Blumenputz, worin ich sie zuerst gesehen hatte, war auch eine Erinnerung an die vergangne glückliche Zeit ihres Lebens. Mit einem solchen Blumenkranz auf dem Haar hatte sie ihr Mann einst in der Brautzeit gemalt, und wer das Bild aufmerksam betrachtete, der sah wohl schon in dem schüchternen Lächeln des jungen Weibes den ersten Hauch der dunkeln Wolke, von der ihr Geist nun für immer überschattet war. Ihre jüngere Schwester Maria hatte dieselben schönen dunkeln Augen und dasselbe freundliche Antlitz, nur daß ihre kraftvolle Gestalt in Gesundheit blühte, und noch kein Reiz auf ihr blühendes Leben gefallen war. Seit dem Unglück der Veronika nahm der Weidhof keine Fremden mehr bei sich auf, nur der Professor kam zuerst mit seiner Familie und später, als seine Frau gestorben war, und sich seine Tochter verheiratet hatte, allein und verlebte in dem stillen Hochtal einige Wochen, zuweilen den ganzen Sommer.

Zum Weidhofer ging ich so oft, als ich es ohne die Furcht, mich lästig zu machen, wagen zu können glaubte. So einfach und leicht hin mit den Leuten zu verkehren, wie mit den andern Dorfbewohnern, das brachte ich, wie freundlich sie mir auch begegneten, nicht fertig, hatte vielmehr immer erst einen Widerstand in mir zu überwinden, bevor ich mich zu einem Gang nach dem Gehöft, das so friedlich und lockend unter schönen alten Bäumen lag, zurecht machte. Es war mir, als hielte mich etwas zurück, und doch zog es mich zugleich mit Gewalt zu ihnen hin, und der Abend schien mir verloren, wo ich nicht wenigstens einen Augenblick

mit ihnen zusammen gewesen war. Wenn ich von dem Schneiderhäuschen da hinauf ging, so war es mir, als träte ich aus einem Stübchen in einen Saal und aus einem engen Tälchen auf eine lichte Höhe. Außer dem Kummer um die unglückliche Tochter war hier von keiner andern Sorge etwas zu spüren, und das Leben floß frei und fröhlich dahin. Was mich aber besonders anzog, das war der vornehme Sinn, das freie und reine Gefühl und die köstliche Ruhe, die ich bei ihnen fand. Das Tagewerk war auf dem Weidhof wie überall, ja es wurde da wohl am meisten und am mühsamsten geschafft, und jeder mußte zugreifen. Der Weidhofer war selber sein bester Knecht, auch Maria mußte mit den angenommenen Leuten in Reih und Glied arbeiten, und nur die Mutter, die mit einer treuen Magd die häuslichen Dinge besorgte, durfte sich schonen. Aber wie verstand man es auch, nach der heißen Tagesarbeit zu ruhen und den Abendfrieden zu genießen. Es hat gewiß zu der festlichen Stimmung, in der ich jedesmal war, wenn ich auf dem Weidhofe war, nicht wenig beigetragen, daß ich immer erst zu ihnen hinauf kam, wenn eine goldne Abenddämmerung über dem Tale lag, und der Feierabend eingeläutet worden war.

Mit dem Weidhofer selbst kam ich bald zurecht; er war eben ein Mann, und zwar ein schlichter, gutherziger Mann, der wenig sprach, noch weniger fragte, den man aber nie vergeblich und ohne Nutzen um Rat ansprach. Anders erging es mir mit der Frau. Sie zeigte mir die Freundlichkeit, die die Familie gegen mich hegte, wohl am deutlichsten, und sie war mild und sanft, aber ihre Augen schauten mich fast zu klar und fragend an, sie wollten mehr wissen, als ich sie wissen lassen durfte. Sie fragte mich nach meinem frühern Leben und zwang mich also vor ihr zu lügen. Ich mußte meine Eltern totsagen, von meinem Aufenthalt im Waisenhaus erzählen und wurde dabei, während ich diesen Trug vorbrachte, gewiß rot, wie ich denn wenigstens im Herzen darüber Scham empfand. Sie sah wohl meine Verlegenheit, und auch die Hitze, die mir ins Gesicht kam, konnte ihren Augen nicht entgangen sein, aber gewiß verfiel sie nicht mit einem Gedanken darauf, daß ich sie anlügen könne und eine schlimme Sache mit vorsichtigen Worten zu verdecken habe, sondern da sie erkannte, wie es mich bedrückte, von diesen Dingen zu erzählen, errödete sie nun selber und rührte nie wieder an diese Fragen. Seitdem war ich vor ihr ängstlich auf der Hut, obwohl ich wußte, daß sie nur aus Zartgefühl schwieg, und gleichwohl gab es keinen Menschen, dem ich so gern mein Herz ausgeschüttet hätte, und dessen Vertrauen zu erringen mir so wertvoll gewesen wäre, als sie, in der ich alles verehrte, was man an einer Mutter schön und lieblich findet. Und noch eine gab es, ihr im Glanze der Jugend schimmerndes Ebenbild, Maria. Daß ich auch vor der lügen mußte, das war das schwerste und schmerzlichste.

Wenn wir so im Abendschatten unter den Bäumen saßen, dann rückte Veronika noch immer ihr Schemelchen an meine Seite. Sie hatte sich jedoch schon nach kurzer Zeit an mich als eine alltägliche Erscheinung gewöhnt, die also auf ihren dunkeln Geist keine Wirkung mehr ausübte; vielmehr saß sie meist teilnahmslos und vergrämt unter uns und wählte ihren Platz wohl nur noch nach einer einmal angenommenen Gewohnheit und ohne sich etwas dabei zu denken. Ihr Töchterchen, ein pausbäckiges, schwarzäugiges Kind, das eine seltsame tiefe Stimme hatte und von einer drolligen Ernsthaftigkeit war, spielte dann, ohne daß die Mutter dafür einen Blick hatte, neben ihr auf der Erde oder spazierte gravitatisch und in lautem Selbstgespräch mit einem roten Sonnenschirmchen durch die grüne Wiese.

So dazusitzen, von den gewöhnlichen Dingen, die um uns her geschahen, zu reden, das Vorübergehn und Versinken des Abends und das Ausblitzen der Himmelslichter über den hohen Bergen zu erleben, auf das Wehen der Abendluft und das Murmeln des Wassers zu lauschen und dazwischen den Ton der süßen und lieben Stimme zu vernehmen, die einen so fremden Klang hatte und doch traut war wie die Sprache einer gemeinsamen Heimat, das war meine Freude und all mein Glück geworden, und ich glaubte, dieses goldne Abendläuten würde mir erhalten bleiben. Erst als ich merkte, daß ich schon zu sehr mit dem Herzen auf die Stimme hörte, und als mich Marias Augen schon bis in meine Träume verfolgten, fing ich an zu fürchten,

ich könne auch diese letzte Zuflucht meines Lebens wieder verlieren und auch aus diesem Paradiese ausgestoßen oder gezwungen werden, mich selbst daraus zu verbannen.

Vorkäufig wurden meine Gedanken jedoch noch von mir selber abgelenkt und auf das kümmerliche Lebenslicht im Schneiderhäuschen gerichtet, dessen baldiges Erlöschen sich immer deutlicher ankündigte. Der Zustand des Meisters war allmählich so qualvoll geworden, daß der Tod als milder Erlöser angesehen und erwartet wurde. Die Meisterin wollte nun noch einmal einen Arzt zu Rate ziehn, aber der Sterbende wehrte entschieden und fast ärgerlich ab, indem er erklärte, ein Gesunder habe neunzig Wünsche, der Kranke nur einen, und um dieses einen willen einen gelehrten Doktor von weit her heranzuschleppen, lohne sich nicht, den könne vielmehr das Kräutlerneerl ebenfogut und wohl noch besser erfüllen. So wurde also das Venerl aus ihrem Häuschen, das einsam am Walde lag, zu uns heruntergeholt und unter vielen Entschuldigungen, daß man sie nicht schon früher begehrt hätte, darum gebeten, an dem Kranken ihr bestes zu versuchen. Dieses Kräutlerweib war eine wilde und sonderbare Person, außergewöhnlich mager und groß, sodaß ihr dünner Schatten, als sie bei uns im Zimmer war, fast über das halbe Zimmer reichte. Ihr Kopf war mit dichtem schwarzem und verworrenem Haar bedeckt, schwarze finstre Augen funkelten wie dunkelglühende Kohlen unter den zusammengewachsenen Brauen, und schwarz ging sie auch zwischen den Menschen her, eine düstre und unheimliche Erscheinung, der der Abergläubische nicht gern an einem Kreuzweg begegnete. Und doch hatte auch dieses gespensterhafte Weib einmal in der Sehnsucht nach Liebe geglüht und sich damals so schön herausgeputzt, als sie es nur immer vermochte, aber die Männer, denen sie so freundlich zulächelte, hätten sich wohl lieber in einen Abgrund als in ihre Arme gestürzt. Nur einmal wäre sie fast an das Ziel ihres Liebesworbens gekommen, indem ein Knechtlein, ein armer und verwachsener Mensch, der jetzt noch bettelnd in der Gegend umherstrich, über der Aussicht, in den Besitz des Häuschens, worin das Venerl mit ihrem Vater, einem Wurzelgräber und Murmeltierjäger, wohnte, zu gelangen, bereit war, ihre Größenverhältnisse und sonstigen Eigentümlichkeiten zu vergessen und allen andern Hoffnungen zu entsagen. Er drückte also, wenn er sich zu einem Schäferstündchen einfand, beide Augen zu und versetzte sich dann in die Einbildung, die hübsche aber bettelarme Hütetinne, mit der er so gern zusammengekommen wäre, säße neben ihm und sage ihm angenehme Dinge. Aber das Venerl mochte wohl hinter sein Geheimnis gekommen sein, und in der Wut, daß auch dieser krüppelhafte Mensch sie im Herzen verschmähe, hatte es einen Baunstecken genommen, den ungetreuen Viehhaber über ihr spitziges Knie geworfen und ihn unter einem Hohnlachen zu seiner Liebsten, der jedoch nun alle Lust nach ihm vergangen war, zurückgesandt. Seitdem war sie für ihre Person mit der Liebe fertig gewesen, blieb jedoch auch ferner mit dem zarten Gefühl ihrer Jugend in vertraulichen Beziehungen, insofern als sie sich nun darauf warf, kräftige Tränklein zu bereiten, deren Wirkung auf laue und widerspenstige Herzen trotz der trüben Erfahrungen, die sie selber auf ihren Liebeswegen gehabt hatte, in einem unbezweifelten Rufe stand.

Dieser Zweig ihrer Tätigkeit war jedoch in Wahrheit nur ein Zweig, und zwar ein unbedeutendes Nebenästlein, das ebenfogut hätte fehlen können, ohne daß dann ihr Ansehen weniger bedeutend gewesen wäre, und sie betrieb die geheimnisvolle Zauberlücke wohl auch weniger wegen der damit verbundenen Einkünfte, als wegen des Einblicks, den sie dabei in mancherlei zarte Geheimnisse gewann, wegen der Wichtigkeit, die ihr dieses Wissen verlieh, und weil sie sich dabei unvermerkt an der fremden Leidenschaft ein heimliches Sinnenräuschchen antrinken konnte.

Ihr eigentlicher Beruf war, Kräuter und Wurzeln für die Apotheken zu sammeln und dazu, soviel sich die Gelegenheit bot, auch selber an Menschen und Vieh herumzupraktizieren. Sie kochte süße Kräuterjäfte, bereitete Tinkturen, die wie Feuer brannten, sott die Murmeltiere, denen ihr steinalter Vater noch immer nachging, und dazu auch, was sich sonst noch an medizinischen Tieren in der Gegend vorfand, Katzen und Hunde wichen ihr als hätten sie geheime Nachrichten über ihr

Treiben empfangen, scheu und mit gesträubten Haaren aus. Sie arbeitete aber auch mit Rezepten so fein und überirdisch wie Mond- und Sonnenschein und so klar und unschuldig wie der Morgentau. Ohne Zweifel hatte sie sich schon manchem krankhaften Menschen nützlich gemacht, und ihr Ruhm war nicht unverdient, galt aber mehr in einer gewissen Entfernung, als unter ihren Dorfgenossen, die viel mehr ihre Hilfe nur im äußersten Notfall, und wenn alles andre durchprobiert war, in Anspruch nahmen und sie wohl für ein verdächtiges Hölleweib gehalten haben würden, hätte sie es nicht auch verstanden, den Ruf einer auserwählten Frömmigkeit, deren Hauptbestandteil allerdings ein dunkelglühendes Höllefeuer war, an sich zu bringen. In Wirklichkeit hatte sie wohl keine eigentliche Religion, sondern wandelte im dunkelsten und tiefsten Aberglauben, wie sie denn auch das Schneiderhäuschen sofort bei ihrem Eintritt in einen abergläubischen Nebel hineinversetzte.

Sie stellte sich, nachdem sie den Meister abgehört hatte, an das Kopfende des Krankenbettes, hielt sich dort lange regungslos und sprach endlich über dem Meister, der mit weit geöffneten Augen an ihr hinaussah, unverständliche Worte. Als die Meisterin über diesen Anblick, bei dem ihr zumute sein mochte, als stünde der Tod von Ypern an dem Bette, in ein lautes Weinen ausbrach, verbot das Weib ihr jedes laute Wesen, weil der Tod dadurch gereizt werde, den Kranken noch härter und schmerzhafter, als er es sonst in der Absicht habe, anzufassen. So legte sich denn eine Totenstille über das Gemach, die Frau wagte kaum noch aufzutreten, die Kinder saßen scheu und mit erbleichten Gesichtern in dem Winkel, wohin sie sich vor der schreckhaften Figur geflüchtet hatten, und es dauerte lange, bis sie sich wieder beruhigten. Das Venerl hatte zuletzt noch ein Kräuterbündel unter des Meisters Kopfkissen geschoben und ihm einen bittern Tee verordnet, den er sich, wenn er wolle, mit etwas Zucker und Brantwein schmackhaft machen dürfe. Das geschah denn auch und verschaffte ihm Erleichterung, denn da er fortwährend behauptete, der Tee schmecke noch immer vor, so war die Zugabe allmählich zur Hauptsache geworden, und er lag nun die meiste Zeit über in einer Betäubung, in der er seine Schmerzen vergaß und schneller in den Tod hinüberschlummerte.

(Fortsetzung folgt)



Die zwölf Nächte

Weihnachtsgeschichte von Georg Stellanus



ehlen — „wenn Sie auf die Bastei wollen, würde ich Ihnen als Ausgangspunkt Rathen raten, Sie können aber auch Wehlen wählen“ —, also Wehlen war in Aufregung. Auf dem Wege zum Kirchhofe in der Nähe des Mergnerschen Grundstücks hatte sich ein Gespenst gezeigt. Zu wiederholten malen. Ein richtiges, mannslanges, in weißem bis über die Knie herabreichendem Hemd, mit einem Lakel darüber.

August, der Mergnersche Bootsjunge, der das Gespenst gesehen hatte, wollte nicht recht mit der Sprache heraus, weil er dem Hemd und dem Lakel zu einer Zeit begegnet war, wo ihn der „Alte“ im Bett glaubte, eine Zunge ihn aber unterwegs wußte. In Schiffer- und Fischerkreisen geht das Verliebthein sehr früh los, und August, der erst sechzehn Lenze zählte, hatte schon seine Erlebnisse gehabt. Keine so lange Liste wie Don Giovanni — in Spanien tausend und drei —, aber immerhin der Anfang zu einer Liste, eine bescheidne Bootsjungenliste, mit der er dem nur bei vollem Sonnenlicht von der Seite sichtbaren blendend weißen Oberlippenflaum doch schon voraus war, wie das Schneeglöckchen dem Frühjahr.